

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift

Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich

Band: 61 (1957-1958)

Heft: 8

Artikel: Die Suche nach René Almond : ein Zürcher Kriminalroman
[Fortsetzung]

Autor: Flückiger, F.A.

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-666172>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 18.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Suche nach René Almond

Ein Zürcher Kriminalroman

4

Copyright by
AG. Buchdruckerei
Wetzikon und Rüti

«Gregorianu!» rief Gerson aus. «Freilich — er ist einer der schlimmsten Haie, von denen ich je gehört habe. Er hat viele deutsche Flüchtlinge um Hab und Gut gebracht unter dem Vorwand, es für sie zu retten ...»

«Wie Wohlwend zu dieser Bank kommt, ist mir nicht ganz verständlich. Wie gesagt, ist sie erst in den letzten Jahren, unter Gregorianus Schutzherrschaft, zu dem bedeutenden Geschäft herangewachsen, das sie heute ist. Noch während des Krieges war sie so klein, dass man schon persönlich mit den Leuten bekannt sein musste, um mit ihnen Geschäfte zu treiben. Und schon gar philantropische Unternehmungen ... wenn der Hilfsverein mit diesen Leuten arbeitete, musste er sich fast notwendigerweise dem Verdacht aussetzen, dass seine Tätigkeit von fragwürdiger Art sei.»

«Und doch hat mein Vater das Geld überwiesen?»

«Eine sehr, sehr merkwürdige Sache.» Bauer schüttelte nachdenklich den Kopf.

«Nun ... Janine Francov wird Ende der Woche kommen», erklärte Philipp. «Hören wir, was sie zu sagen hat.»

2

Der Juli hatte Regen gebracht: mehrmals am Tage verdichteten sich die hellen Wolken am Himmel zu düsterem Grau, so dass Stadt und Tal plötzlich im Schatten lagen; ein leises Donnergrollen da und dort, und auf einmal würde der warme

Sommerregen auf die Dächer prasseln, in den Plantanen neben dem Rebberghaus gewaltig rauschen und in rasch anschwellenden Bächen dem grünen Flusse zuströmen.

Philipp stand im Arbeitszimmer an einem der vom Regen verhängten Fenster. Es läutete. Schritte draussen, Stimmen, Auf- und Zuklappen von Regenschirmen — Katia trat ein. Philipp eilte ihr entgegen.

«Danke, dass Sie gekommen sind, Katia.»

«Ich werde kaum von grossem Nutzen sein können.»

«Es ist genug, dass Sie da sind ... Sehen Sie, wie trostlos es aussieht da draussen.»

«Trostlos? Aber gar nicht! Schon als Kind kannte ich nichts Vergnüglicheres, als im Sommerregen herumzulaufen. Ich hätte Lust, jetzt zum Fluss hinunterzurennen ... Aber der Professor wird wohl gleich kommen.»

«Haben Sie diese Frau gesehen, Katia?»

«Frau Francov? Ja. Ich war sehr beeindruckt von ihr. So ... so klein scheint sie; man denkt zuerst, man müsse sie beschützen. Und dann spricht sie nur ein paar Worte, und man weiss sogleich, dass da eine Kraft ist, eine Beharrlichkeit ... Soviel ich verstanden habe, muss sie eine Rechtsanwältin sein. Aber seit dem Ende des Krieges scheint sie sich zur Hauptaufgabe gemacht zu haben, die Sammlungen von Blum, die von den Deutschen verschleppt worden waren, wieder zusammenzubringen. Sie hat schon den grössten Teil wiedergefunden, aber immer noch sieht sie alle möglichen Dokumente durch und liest alle Auktionskataloge oder -nachrichten, deren sie habhaft werden kann.»

«Hat sie etwas von dem Vertrag gewusst?»

«Nein ... Aber das seltsamste an ihr ist, dass es ihr gar nicht so sehr um die Sammlungen zu gehen scheint. Sehen Sie ... Almond ist doch verschollen und war es schon während des Krieges. Und jetzt ist der Krieg seit Jahren vorbei. Aber sie will nicht glauben, dass Almond nicht mehr am Leben sei. Und ... Gerson sagt das auch ... Im Grunde unternimmt sie all das wohl, um Almond wiederzufinden.»

Draussen fuhr ein Wagen vor. Philipp ging hinaus, die Neuankommenden zu empfangen. Zwischen Gerson und Bauer trat ihm eine kleine, zierliche Frau im schwarzen Kleid entgegen. Er führte sie ins Arbeitszimmer.

Frau Francov betrachtete lange das Bild. «Ich habe es nie gesehen ... Ich glaube, René erwähnte

einmal, dass er ein Werk eines italienischen Meisters gekauft habe zusammen mit einer kleinen Sammlung von Impressionisten. Das wird es wohl sein.»

«Sie kannten die Umstände nicht, unter denen es in den Besitz meines Vaters geriet?»

«Nein. Auch den Vertrag, den Professor Gerson erwähnte, konnte ich nicht finden ... Die Deutschen haben alles zerstört oder verschleppt, dessen sie habhaft werden konnten.»

Frau Francov sass sehr aufrecht im alten Ledersessel. Ihr scharfes Gesicht hatte etwas Spähendes, Vogelartiges, als sie sich unruhig im Zimmer umsah. Sie hielt die Hände auf ihrem Schoss, die eine die andere umfassend, als ob sie sie wärmen wollte. Als Philipp ihr den gelben Umschlag mit der Aufschrift «Almond» überreichte, fuhr sie etwas zusammen. Dann las sie ein Schriftstück nach dem andern und war so vertieft, dass sie ihre Umgebung zu vergessen schien. Niemand sprach. Als Philipp aufstand, um ans Fenster zu gehen, war ihm, als ob er die Stille auf eine unangebrachte Weise störe.

Der Regen hatte inzwischen nachgelassen; die Scheiben waren fast klar. In den Platanen war hier und da ein zaghaft versuchendes Zwitschern zu hören. Die weissen Kletterrosen waren halb geschlossen, nur die schon zu voll erblüht gewesen waren, hatten sich dem Regen preisgeben müssen und hielten jetzt ihre halbnackten Blütenkörbe dem Licht entgegen.

Philipp wandte sich um, als er ein tiefes Aufatmen hörte. Er stutzte, als er die Verwandlung sah, die mit der Frau vorgegangen war. Sie sass halb zusammengesunken im Sessel, den Kopf tief über die Brust geneigt, fast als ob sie betete. Dann, vielleicht die Blicke aller auf sich fühlend, richtete sie sich auf, aber sie lehnte in den Sessel zurück und stützte die Arme auf die Seitenlehnen. Fast war es, als ob sie sich mit den Händen daran festhalte.

«Endlich ... endlich ...» sprach sie dann leise. Und, zu Gerson gewandt: «So lange habe ich auf diesen Augenblick gewartet ... Eine Spur nur ... eine Hoffnung ... so lange suchte ich nach wenigstens einer Spur ...»

Gerson machte eine Bewegung, als ob er zu ihr treten wollte; aber dann lehnte er sich still zurück und wartete.

«Ich will Ihnen erzählen ...», begann die Französin wieder. «Avignon 1942 ... das ist die Zeit,

aus der diese Briefe stammen. Das war auch, als ich René zum letztenmal gesehen hatte. Ich war schon seit dem Frühjahr in Avignon: ich war René vorausgegangen und hatte für uns eine kleine Wohnung gefunden bei Freunden. Wir hofften, dort eine Weile unbemerkt leben zu können und dann vielleicht weiter nach Süden oder womöglich nach Portugal zu fliehen. Aber ich wartete vergeblich auf René, den ganzen Sommer. Ich wollte schon versuchen, wieder in die besetzte Zone hinzugelangen und nach ihm zu forschen, als ich endlich auf Umwegen erfuhr, dass er in ein Lager gesperrt worden war — in Frankreich, durch die Vichy-Regierung. Und bald darauf, als ich noch zu überlegen suchte, was ich unternehmen könnte, sollte ... da erhielt ich auch Bericht, dass er, da Freunde sich für ihn verwendete hatten, aus der Haft entlassen sei, aber heimlich nach der freien Zone fliehen wolle. Das war schon Ende August. Ich wartete, wartete jeden Tag ... nicht wagend, nach ihm zu fragen, aus Angst, jemanden auf seine Spur zu bringen ... Ich sass einfach am Fenster; unser Zimmer war am Ende eines langen, engen Hofes, in dem eine Reihe von gestutzten Platanen stand. Die Blätter der Platanen fangen oft früh an gelb zu werden und zu fallen, und so konnte man schon im Spätsommer durch die Bäume hindurch das Tor sehen. Manchmal ging ich auch bis vorne zur Strasse, aber ich wagte nicht lange dortzustehen ... Dann, im September, als ich einmal, vom Schlangenstehen vor dem Spezierer müde geworden, heimkehrte, winkten mir unsere Freunde vom Fenster her. René war gekommen!

Das war das letztemal, dass ich glücklich war, obwohl René schrecklich aussah; er hatte in diesem Sommer zehn Jahre gealtert und war erschöpft von der Flucht.

Doch wollte er längstens diese Nacht in Avignon bleiben. Er fürchtete, dass man ihm schon auf den Fersen sei, und hoffte, in Marseille besser untertauchen zu können, wenigstens für kurze Zeit, und dann bei Freunden einen Unterschlupf zu finden, der sicherer war als dieser hier, wo ich schon allzu lange wohnte.

Kaum dass er sich ein wenig ausgeruht hatte, eilte er schon zum Bahnhof. Der Mann, der ihn nach der freien Zone geführt hatte, selber ein Flüchtling, hatte sich angeboten, die Fahrkarten zu lösen. René war schon so sehr davon überzeugt, dass er verfolgt sei, dass er nicht wagte, es selber zu tun oder mich hinzuschicken.

Und dann . . . keine halbe Stunde später, kam er zurück . . . blass, kaum fähig zu sprechen . . . Ich konnte aus ihm nur herausbringen, dass vor dem Bahnhof zwei Männer der Regierungsmiliz plötzlich aus einer Ecke hervorgetreten waren und ihn, nur ihn, nach seinen Papieren fragten! René sah sich schon verloren, als der Mann hinzueilte, der seine Fahrkarte gelöst hatte: Er besass Papiere, die in Ordnung waren; er wies sie vor und erreichte es irgendwie, dass sie René nicht weiter behelligten.

Dann erklärte René, er wage es nicht mehr, nach Marseille zu gehen. Noch weniger wagte er es, hier zu bleiben. Der Mann, der ihn hergebracht hatte, kenne jemanden, der noch in derselben Nacht nach Savoyen fahre, um von dort über die Berge, mit denen er gut vertraut sei, nach der Schweiz zu fliehen. Er sei bereit, René mitzunehmen. Ich flehte ihn an, sich nicht solchen Gefahren auszusetzen — ohne Erfolg. René war ein mutiger Mann. Aber er war überzeugt davon, dass nur die Flucht ihn noch retten könne, dass man ihm schon so nahe sei, dass seine Freiheit nur noch eine Sache von Stunden sein möge. Das Lager war schlimm genug gewesen . . . aber was diesmal geschehen konnte, war nicht auszudenken.

Kurz, er ging. Er ruhte sich noch aus, bis es dämmerte. Dann nahm er Abschied. Ich glaubte nicht, dass es für immer sei. Es war damals wohl schwer, über die Grenze zu fliehen, aber lange nicht so schwer wie später, als die Deutschen ganz Frankreich besetzten. René erlaubte nicht, dass ich ihn aus dem Hause begleitete. Doch als er aus dem Tore getreten war, eilte ich rasch nach vorne und blickte ihm durch eine Spalte des Tores nach. Er ging mit seinem Führer die Strasse hinunter. Einmal blickte er zurück, und ich winkte, obwohl er es nicht sehen konnte. Da schaute auch sein Führer hin, und in Gedanken bat ich ihn inbrünstig, René heil über die Grenze zu bringen. Und seitdem . . . nichts mehr.»

Alle schwiegen. Die kleine Frau senkte wieder den Kopf, dann suchte sie lange in ihrer Handtasche nach einem Tüchlein, mit dem sie sich zu schaffen machte.

*

Philipp fühlte Gersons Blick fragend auf sich gerichtet. Dann frug der alte Mann: «Hatte Herr Almond Geld mit?»

«Ich hatte in Avignon eine grössere Summe für ihn verwahrt. René nahm das meiste davon mit.»

«Wieviel mag es gewesen sein?» fragte Gerson wieder.

«Es waren zumeist Dollarnoten und etwas Schweizer Franken. Es muss gegen eine Million Francs gewesen sein . . .»

«Eine Million Francs!» rief Philipp aus.

«Sie waren in fremder Währung. Wir hatten gehofft, damit von Portugal weiterzukommen. René und ich dachten, es wäre das klügste, das Geld aus dem Lande zu nehmen; ich brauchte hier nicht viel . . .»

«Und Sie wussten nicht, wer der Mann war, der Herrn Almond nach der Schweiz führte?» Philipp fragte es eifrig, froh, dass er etwas sagen konnte, mit dem sich das heimliche Grauen übertönen liess, das ihn zu erfassen drohte.

«Nein! Es ging alles viel zu rasch. Und wenn ich es gewusst hätte . . . was hätte es mir genützt? Ich weiss, wer die Freunde waren, die ihm von Paris nach Avignon halfen, aber . . .»

«Wer war das?» Gerson hatte die Frage fast scharf gestellt.

«Ein Mann, der damals vielen Flüchtlingen half und dabei versuchte, sich mit Franzosen und Deutschen gleich gut zu stellen. Er ist auch heute noch in Paris. Sein Name ist Gregorianu.»

«Gregorianu! Ist das nicht der Mann, der seither von der französischen Regierung unter Anklage gestellt wurde?»

«Gewiss», erwiderte Janine müde. «Aber er musste freigesprochen werden. Man hat nie herausgefunden, was er während des Krieges wirklich betrieb. Aber es steht fest, dass er vielen der von den Deutschen oder von Vichy Verfolgten half. Ich habe ihn auch nach dem Kriege besucht, und er hat mir seine Hilfe zugesagt. Unnötig zu sagen, dass seine Nachforschungen, welcher Art immer sie waren, erfolglos verliefen.»

«Und Herr Almond hat Ihnen nichts von der Ueberweisung an den Hilfsverein erzählt?» fragte Philipp.

«Nein. Wir haben uns damals im ganzen wenig mehr als eine Stunde gesehen.»

«Wie kann das alles nur zusammenkommen? Dieser seltsame Auftrag . . .»

«Wir müssen die Angelegenheit aufklären», sagte Bauer bestimmt. «Mir scheint, es gibt nur einen Weg. Kommissär Lüthard von der Kriminalpolizei ist ein naher Freund von mir; er hat auch mit Herrn Rigot freundschaftlich verkehrt. Wenn wir ihm die Sache unterbreiten, wird er sie mit der nötigen Diskretion behandeln.»

«Aber was kann er tun, wenn es in Frankreich geschah?» warf Philipp ein.

«In jedem Falle mehr als wir. Es ist recht heikel — Sie werden mir verzeihen, Frau Francov, wenn ich auch an den Ruf unserer Bank denke.»

Philipp blickte auf Gerson. Dieser stand immer noch an die Wand gelehnt; er hatte die Augen geschlossen, so dass das Gesicht noch verzehrter schien als sonst. Sein Vater war zu diesem fremden alten Mann gegangen. Wenn er rechtzeitig gekommen wäre ... wenn er nicht ausgewichen wäre, wenn er die Heimkehr nicht verzögert hätte — es war nicht wieder gutzumachen! Er hörte sich sagen: «Lassen wir die Polizei aus dem Spiel. Ich werde es selber versuchen.» Und dann war es, als ob er von einem langen schweren Druck befreit worden wäre.

Bauer brachte, heftiger als sonst seine Art war, viele Einwände vor. Aber Janine erklärte, es sei vielleicht am besten so, vor allem, wenn Gregorianu wirklich beteiligt sei. Dieser sei viel zu gut verschanzt, als dass man ihm auf dem Amtswege beikommen könne. Schliesslich willigte Bauer ein, wenigstens auf Zusehen hin, wie er vorsichtig erklärte, und unter der Bedingung, dass Philipp ihn und Gerson über seine Schritte und Ergebnisse auf dem laufenden halte.

Philipp bat seine Gäste zum Nachtessen. Katia war etwas verlegen, als sich herausstellte, dass sie die einzige war, die zugesagt hatte.

3

Nachdem die andern sich verabschiedet hatten, stiegen Katia und Philipp zum Rosengarten hinunter und dem Flusse zu. Dann und wann fragte Katia nach dem Namen einer Blüte, und Philipp nannte ihr die paar, die er seither von der Therese erfahren hatte. Die «Sutters Gold» trieb noch immer neue Knospen. Philipp erzählte Katia die Geschichte von dem Mann, der einen Landstrich Kaliforniens zu einem Paradies auf Erden gemacht hatte, bis es von dem Goldrausch verfallenen Eindringlingen zerstört wurde, dem es nachher fast gelang, seinen Anspruch auf das Gold Kaliforniens durchzusetzen und der als ein um Gut und Recht betrogener Bettler gestorben war.

«Wie merkwürdig, dass das die letzte Rose sein soll, die Ihr Vater gepflanzt hat ...»

«Da ist nichts Merkwürdiges daran. Die ‚Sutters Gold‘ wurde vor einem Jahr oder zweien in Amerika gezüchtet und wurde rasch berühmt.» Er hatte es mit unwilliger Abwehr gesagt. Katia brauchte nicht zu wissen, dass er an sich, seine Pläne mit

der Bank, den Artikel in der «New York Times» gedacht hatte, als die Theres ihm die Rose zum erstenmal zeigte. Gold! Das ganze Gold von Kalifornien! Die Bottners mochten dem nachrennen! Er gehörte nicht zu ihnen!

Am Ufer angelangt, setzten sie sich auf die Böschung. Der Fluss strömte langsam dahin, mit einem leisen Rauschen, wo das Wasser um die Pfosten des Landesteges floss. Irgendwoher kam das Gekreisch badender Kinder; aber hier und soweit der Blick reichte, war niemand zu sehen.

«Wie ich ein kleiner Junge war, wurde ich immer wieder gewarnt, wie gefährlich der Fluss sei. Stille ist täuschend, wissen Sie ... da sind die merkwürdigsten Wirbel, die einen ungeübten Schwimmer mitreißen können, und auch Strömungen und Untiefen ... Nur die Oberfläche ist friedlich ... Wenn ich die arme Theres erzürnen wollte, brauchte ich nur vor ihren Augen zum Fluss hinunterzusteigen und mich dann eine Weile zu verbergen. Dann würde sie gleich nach mir rufen, und wenn ich nicht antwortete, hergelaufen kommen, so rasch es ihre Leiblichkeit erlaubte. Und sie würde zwar schelten, aber im Grunde so froh sein, dass sie mich wiedorfand, dass sie nicht wirklich böse sein könnte.»

«Wie alt waren Sie, als Sie nach Amerika zogen?»

«Etwa zehn ... Vielleicht war es der Fluss, nach dem ich am meisten Heimweh empfand. Sie wissen, mit neun oder zehn, da ist man viel zu beschäftigt, um dasitzen und träumen zu können: der Fluss war da, um Wasserräder zu bauen, einen Bach abzuleiten, Segelboote zu schnitzen und den Wirbeln zu überlassen ... oder die Theres bös zu machen. Erst als ich schon übers Meer war, begann ich anders an den Fluss zu denken ... und es war wohl mehr Heimat in ihm als in allem anderen, auch den Menschen ...»

«Sie sind nie wieder zurückgekommen, bis ...»

«Nein. Sehn Sie, Katia, zum Fluss kann man zurückkehren — was ja merkwürdig genug ist, wenn Sie denken, dass es immer anderes Wasser ist, das da herunterfliesst — aber zu den Menschen nicht. Sogar wenn ich meinen Vater noch am Leben getroffen hätte ... man wird sich so fremd ... und ich denke, ich habe ihn nie wirklich gekannt.» Philipp schwieg etwas verlegen. Er stocherte mit einem Zweiglein im Gras herum.

«Warum wollen Sie nicht zu dem Kommissär gehen, wie Dr. Bauer rät?» (Fortsetzung folgt)